

Karina Canellakis

Die Dirigentin Karina Canellakis präsentiert drei Lieblingsaufnahmen. Von Kai Luehrs-Kaiser

Die gebürtige New Yorkerin Karina Canellakis ist derzeit eine der prominentesten Dirigentinnen. Sie studierte zunächst Geige und war unter anderem zwei Jahre lang Stipendiatin der Karajan-Akademie der Berliner Philharmoniker, ehe sie an der Juilliard School noch ein Dirigierstudium absolvierte. 2016 gewann sie den Solti-Wettbewerb, seit 2019 ist sie Chefdirigentin beim Radio Filharmonisch Orkest in Hilversum. Von 2019 bis 2023 war sie außerdem Erste Gastdirigentin des Rundfunk-Sinfonieorchesters Berlin.

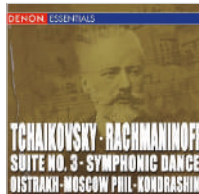


Foto: Mathias Bothor



Keine Frage: Carlos Kleibers „Tristan und Isolde“ – mein Lieblingsstück, dirigiert von meinem Lieb-

lingsdirigenten. Natürlich ist mir bewusst, dass es sich bei dieser Nennung schon fast um ein Klischee handelt. So umstritten die Studioaufnahme mit Margaret Price bei ihrem Erscheinen war, so kultisch ist ihr Rang heute – zumindest in meinem Umfeld und wenn man sich unter Dirigenten umhört. Also gehen wir ein Haus weiter und landen beim „Rosenkavalier“, in der Münchner Live-Aufführung mit Brigitte Fassbaender und Lucia Popp. Ich liebe das Werk, ich habe es letzten Sommer noch dirigiert. Bei Carlos Kleiber gewinnt es eine ungeahnte Freiheit und innere Freude. Es ist die richtige Mischung, auch wenn das Werk ein reichlich melancholisch gefärbtes Ende nimmt. Es muss wohl an Kleiber liegen, dass man diese Freude des Werkes bei ihm so über alle Maßen genießen kann.



Und dann die Symphonischen Tänze von Sergej Rachmaninow, da ist Kirill Kondraschins Moskauer Aufnahme

absolut unerreicht. Es ist seine Härte, seine Strenge und rhythmische Genauigkeit, die dieser Einspielung ihren einsamen Rang bis heute sichert. Es kommt mir schon beinahe unmodern vor, welchen Furor und welche Straffheit Kondraschin bei Rachmaninow entdeckt. Da bleibt nichts Süßliches, Klebriges oder auch nur Komfortables mehr übrig, worunter Rachmaninow-Darbietungen sonst mitunter leiden. Ich frage mich, wie und wie viel Kondraschin für dieses Ergebnis geprobt hat und proben durfte. Wenn man Rachmaninows eigene Interpretationen hört, ist man übrigens ebenfalls verblüfft von der Simplizität und vom Minimalismus, der bei ihm herrscht. Bloß nicht übertreiben! Das ist immer die beste Devise. Ich versuche es auch. Zu viel ist nur von Übel.



Fast ein Zuviel an Stimme könnte man Jessye Norman in der legendären Aufnahme der „Vier letzten Lieder“

von Richard Strauss attestieren – in der Leipziger Studioproduktion unter Kurt Masur. Und doch muss ich sagen: Da brechen bei mir alle Widerstände. Und darum geht es vielleicht sogar letztendlich in der Musik. Ich liebe die Stimme dieser Sängerin. Den klanglichen Reichtum. Den Wohlklang ihres Soprans und das Wohlgefallen, das er erzeugt, wenn man Jessye Norman nur zuhört. In der Überfülle ihrer Mittel wäre sie fast eine Widerlegung dessen, was ich vorher, in Bezug auf Rachmaninow, gesagt habe. Aber wird es Kunst nicht sowieso da, wo wir alle Eindeutigkeit verlieren und uns zu widersprechen anfangen? Könnte sein.